

Die Gassen von Valparaíso führen uns überallhin, nur nicht zu unserem Ziel. Bergauf geht es und gleich wieder hinab, manchmal enden die Treppen unvermittelt im Nichts, dann wieder sind sie von wegnegenden, heimatlosen Hunden belagert. Kurvige Straßen hängen sich von einem der 42 Hügel zum nächsten, wir folgen ihnen orientierungslos. Der einzige Kompass ist das metallisch graue Wasser, das schwer gegen die Hafentauern schwappert und von überall zu sehen ist, als wären Stadt und Meer unzertrennlich. Wo ist der Ariadnefaden, der uns aus diesem Labyrinth wieder hinausführt? Halb kapitulierend, halb abenteuerlustig machen wir uns wieder auf ins Gewirr der Wege, die vorher gehörten Warnungen missachtend, dass wir einige der Hügel besser meiden sollten. Im Sekundentakt ändern sich die Aussichten und werden oft genug zu intimen Einblicken in die Winkel einer Stadt. Vor ausgebleichten Vorhängen setzen sich Katzen in Szene, schmale Innenhofschluchten mit dicht bestückten Wäscheleinen ziehen unsere Aufmerksamkeit in die Tiefe, wir schauen in Küchen hinein und hören murmelnde Stimmen von irgendwoher. Graffiti und subversive Wandmalereien locken uns in schattige Ecken, auf einem Treppenabsatz küsst sich ein Paar, eingehüllt in Marihuanawolken.

Da ertönt ein Lied, das uns vertraut ist. Erst wird es vom Wind zerfetzt, und wir suchen angestrengt nach der Melodie. Dann erkennen wir die Beatles, aus einem Fenster dringt „Fool on the hill“, und wir finden, dass der besungene Narr hier seine wahre Heimat gefunden hätte. Wo könnte er besser zuschauen, wie die Sonne untergeht und die Welt sich dreht, wo könnte er besser er selbst sein als auf den Hügeln von Valparaíso, dieser Stadt, die tatsächlich Paradiestal heißt?

Nur das plötzlich einsetzende Dröhnen eines Presslufthammers erinnert uns daran, dass dies weder ein Traum noch eine Kulisse ist, sondern dass hier gelebt und am Fortschritt gearbeitet wird. Ein Fortschritt, der lange überfällig war, denn schon seit fast hundert Jahren ist Valparaíso in der Bedeutungslosigkeit versunken. Dabei war es bis zur Eröffnung des Panama-Kanals die bedeutendste Hafenstadt an der Pazifikküste, erste und wichtigste Station auf der Route um Kap Hoorn. Im 19. Jahrhundert herrschte hier Goldgräberstimmung, das Geld vermehrte sich durch den Handel mit Salpeter wie von selbst. Vor allem geschäftstüchtige Engländer und Deutsche kamen und überzogen die Hügel mit Häusern und Palästen.

An der Calle Prat nahe dem Hafen erzählen die Gebäude von den Zeiten, die deutlich erfolgreicher waren als die heutigen. Hier hatte Chiles Aufbruch in die Moderne begonnen mit der ältesten Börse, der ersten Bibliothek und der ersten Feuerwehr Südamerikas. Ehrfurcht befällt uns augenblicklich beim Betreten der marmorgetäfelten Santander-Bank, die einmal der Hauptsitz der Londoner Bank für Südamerika war und uns selbst beim Abheben am Automaten noch mit den Schatten der Geschichte konfrontiert: Eine Steintafel würdigt die im Ersten Weltkrieg gefallenen britischen Soldaten. Ein paar Häuser weiter folgt schließlich die Tageszeitung „Mercurio“, die hier 1827 als eine der ersten spanischsprachigen Zeitungen Amerikas gegründet wurde und bis heute existiert.

Ein bisschen Geschäftigkeit ist der Calle Prat doch geblieben, auch wenn der Spitzname „Wallstreet“ nicht wirklich passt. Der Verkehr rauscht, an den Brötchen-, Bonbon- und Zeitungshändlern drängen sich Geschäftsmänner vorbei, die Frauen tragen Absätze, mit denen sie weiter oben auf den Hügeln nicht zurechtkämen, und dunkle Jacken, die gegen die pazifischen Winde schützen. Obwohl im zentralistisch organisierten Chile alles nach Santiago schaut, ist Valparaíso doch auch ein bisschen wichtig, immerhin steht hier das Parlament. Verloren, wie ein großer, scheußlicher Fremdkörper ragt es inmitten der niedrigeren Häuser auf, seit Augusto Pinochet es 1990 hierher verlegen ließ. Und noch ein weiterer Betonklotz ist geplant, diesmal nicht aus politischen, sondern aus materiellen Gründen. Eine Shopping-Mall soll die al-

Die Sehnsucht des Narren nach der Heimat

Manche sagen, die chilenische Hafenstadt Valparaíso sei nur noch ein trauriger Abglanz ihrer früheren Pracht und Herrlichkeit. Dabei liegt gerade in dieser Melancholie ihr Reiz.

Von Judith Hyams



Eine Stadt wie aus dem Setzkasten: An manchen Ecken sieht Valparaíso so aus, als hätten Riesen Kinder mit ihren Bauklötzchen gespielt.

Foto Judith Hyams

ten Warenhäuser am Hafen ersetzen, was viele Porteños veranlasst, Protestplakate mit der Aufschrift „Puerto sin mall“ aus ihren Fenstern zu hängen. Überhaupt scheint man hier entschlossen, am tradieren, antimodernen Bild der Stadt festzuhalten, auch wenn die Vergangenheit, angefangen vom Erdbeben 1906 über den Niedergang des Hafens bis zum Militäregime Pinochets, nicht viel Gutes gebracht hat. Aber vielleicht ist es gerade der nostalgisch verklärte Blick, der über viele unliebsame Erinnerungen hinwegtröstet.

Valparaíso wendet sich mit geradezu inbrünstiger Leidenschaft der Vergangenheit zu. Rund um die Plaza Justicia, in die die Calle Prat mündet, finden sich Friseursalons mit Mobiliar aus den vierziger Jahren, Fischrestaurants, in denen grau melierte Bolerosänger an Tischen mit roten Wachstuchdecken vorbeiziehen, und Fleischereien, die „Doña Carne“ heißen und seit mindestens zweieinhalb Jahrzehnten keine Veränderung mehr erfahren haben. Wahrscheinlich wäre auch das ganz in der Nähe gelegene ehemalige Rotlichtviertel lebendig wie eh und je, belebt von Prostituierten, Zuhältern und besoffenen Seemannern, kämen heute noch Schiffe mit echten Matrosen. Stattdessen erreichen den Hafen Kreuzfahrtschiffe und ein paar Containerfrachter – die einen rein künstliche Welten, die anderen computergesteuerte Geisterschiffe, die nur noch eine Handvoll Besatzung benötigen.

Den Weg auf die Hügel, den wir vorher umständlich über Gassen und Treppen erklimmen hatten, verkürzen wir jetzt mit einem der Aufzüge, die die Unterstadt mit den höheren Etagen der Stadt verbinden. Wir kramen ein paar Münzen heraus – selbst der Fahrpreis ist anachronistisch niedrig –, zwängen uns durch ein spinnenhaftes, metallenes Drehkreuz und betreten die Holzkabine der Standseilbahn, die uns knirschend, ächzend und stöhnend



die schräge Hügelwand des Cerro Alegre hinaufbefördert. Wieder gleicht die Sicht aus dem Fenster einer Filmsequenz: Aus der düsteren Häuserenge kommend, erheben wir uns über die Dächer und ziehen vorbei an den dichten Bündeln der Stromkabel, die die Häuser auf geheimnisvolle Weise miteinander verbinden. Wir geraten auf Augenhöhe mit den Möwen, und dann sehen wir wieder den Hafen, in dem sich demonstrativ und fast trotz der Container stapeln: Ja doch, ein paar Geschäfte laufen hier noch.

Von den fünfzehn Aufzügen, die vor hundert Jahren gebaut wurden, funktionieren mittlerweile nur noch vier. Auch wenn sie zu den Markenzeichen der Stadt gehören, und obwohl selbst bei den noch funktionstüchtigen immer wieder Getriebe ausfallen und Stichflammen aus den Motoren treten – um sie in stand zu setzen, fehlen der Stadt die Mittel. Wenn hier überhaupt etwas renoviert wird, sind meist private Investoren am Werk, die sich seit wenigen Jahren gänzlich unreguliert in der Stadt austoben und dabei den Zorn vieler Porteños auf sich ziehen.

Doch was die Gentrifizierungsgegner auf den Plan bringt, ist nicht immer zum Nachteil der Besucher. So haben vor allem auf dem Cerro Alegre und dem Cerro Concepción, den beiden 2003 von der Unesco zum Welterbe erklärten Hügeln, viele originelle Hotels, Cafés und Bou-

tiquen aufgemacht, auch Künstler verkaufen ihre Werke ganz in der Nähe. Hier, wo es vor einigen Jahren noch nicht einmal eine Straßenbeleuchtung gab und sich der Müll stapelte, konnte kürzlich sogar ein Hotel wie das Palacio Astoreca eröffnen, in dessen aufwendig renovierten, viktorianischen Mauern ein ehemaliger Koch aus dem Restaurant „El Bulli“ von Ferran Adrià wirbelt, während die Hausherrin zuweilen wie ein Geist auftaucht und für Befremden unter den Gästen sorgt – so schön und zugleich traurig sieht sie aus. Vielleicht hat sie sich aber nur der Stimmung dieser Stadt angepasst, deren Hafen so viel von seiner einstigen Wichtigkeit verloren hat, deren bunte Häuser dahinbröckeln, weil das Klima an der ohnehin empfindlichen Substanz zerrt, und deren Meer immerzu kalt ist.

Selbst die Besuchermassen der Kreuzfahrtschiffe ändern an dieser Melancholie nichts, dazu sind sie auch viel zu kurz da, maximal drei Stunden ergießen sie sich über die Stadt. Auf den 400 Meter langen Spaziergängen, die findige Fremdenführer für sie entwickelt haben, bekommen sie unter anderem eine Statue von Christoph Columbus zu sehen – der allerdings nie hier war – und, wenn sie Glück haben, noch das Haus von Pablo Neruda. Im „La Sebastiana“ genannten Anwesen, das sich der Künstler aus kleinen Kojen, schmalen Treppen und gigantischen Fensterfronten als Drittwohnsitz komponieren ließ, finden sie all die Sammelobjek-

te, die das knapp vor Nerudas Tod im Jahr 1973 an die Macht gekommene Militäregime zu zertrümmern vergessen hat. Besonders viele Objekte und Bilder, die der Dichter zeit seines Lebens angehäuft hat, widmen sich dem Meer – und natürlich kann man den echten Pazifik aus jedem Fenster des Hauses sehen. Dass sich Neruda „Seefahrer der Worte“ nannte, dabei selbst aber den festen Boden bevorzugte, ist dabei kein Widerspruch.

„Ach Neruda, lasst mich mit dem bloß in Frieden, der hat doch nur schnulzige Verse für das Volk verfasst. Lest lieber Nicanor Parra oder Oscar Hahn“, sagt Rubén, nimmt einen tiefen Schluck aus seinem Whiskyglas und starrt zur Bühne. Der Tag ist um einige Stunden gealtert, die Kreuzfahrer sind längst wieder weg, und wir sind ins „Cinzano“ geraten, ein 116 Jahre altes, verrauchtes Etablissement, das gleichzeitig Restaurant, Spielunke und Treffpunkt überzeugter Schicleria-Gegner ist. Männer beugen sich in Gespräche vertieft über ihre Fleischsteller, ein Grüppchen reifer Frauen trinkt, plaudert und wirft Blicke auf einen schmalen, hochgewachsenen Schnurrbartträger, der allein an einem Tisch sitzt und der Musik zuhört. Die schallt von der kleinen Bühne: Drei würdige, mit Anzug, Manschettenknöpfen und Einstecktüchern angeordnete Oldtimer stehen dort, Männer, die das Leben offensichtlich schon bis ins allerletzte Detail kennengelernt haben. Kraft all seiner Erfahrung singt der vierundachtzigjährige Manuel den Tango, manchmal auch einen gefälligeren Bolero, und lehnt dabei an einem Klavier. Mit körperlichem Einsatz spart er, denn er weiß, dass seine Lieder auch ohne Entertainergestus wirken.

Rubén nimmt noch einen Schluck und schimpft weiter, über die Regierung, über die chilenischen Zeitungen, die fest im Besitz von Monopolisten seien, über Handybesitzer, über unsere klischeehaften Vorstellungen von Südamerika, über die Vergangenheit und die Gegenwart. Das „Cinzano“ dagegen schneidet in Rubéns Bilanz gut ab, echt und ein bisschen düster sei es hier und überhaupt nicht künstlich wie die ganzen anderen Läden – und damit ganz ähnlich wie Valparaíso selbst. Auch den Spruch, dass er nicht ins „Cinzano“ gehe, sondern hier lebe, nehmen wir dem Stammgast gerne ab. Mittlerweile hat Rubén begonnen, die wehmütigen Lieder aus tiefster Seele mitzusingen, und aus den Augenwinkeln beobachten wir, dass sich der schmale Schnurrbartträger und eine der reifen Damen angenähert haben – kurz danach verlassen die beiden gemeinsam das Lokal. Wer hat da jetzt wen abgeschleppt, fragen wir uns staunend, und wie oft schon wird Manuel in den vierzig Jahren, die er hier auf der Bühne steht, dergleichen elegant und effizient angebaute Abenteuer beobachtet haben?

Auch wir lassen die Lebenshungrigen nun hinter uns, die sich die Nacht weiten mit Alkohol, Tabak und traurigen Tangos um die Ohren schlagen. Wieder ergeben wir uns den Gassen und lassen uns an Häusern vorbeiziehen, deren Farbe nur noch einer Ahnung gleicht. Es ist still, eine Katze huscht vorbei. Die nächtliche Stadt mit ihren Winkeln, den Sackgassen und den verheißungsvoll erleuchteten Fenstern erscheint uns plötzlich wie die steingewordene Entscheidung der Bar, in der wir bis eben noch saßen: Überall lauern Geschichten, Geheimnisse, Erinnerungen. Über Umwege finden wir schließlich hinauf zu unserer Anhöhe, und dort oben funkeln sie, die Tausende Lichter der Stadt. Sie ergießen sich wie Wellen über die Hügel, bis hinunter zum Meer, an dem sie schließlich in Dunkelheit enden. Und da packt uns endgültig der Sehnsuchtsvirus. Wir wollen uns wie der Beatle-Narr auf den Hügel setzen, der Welt beim Drehen zuschauen und einfach nicht mehr weggehen.

Informationen: Am bequemsten ist die Anreise mit LAN Airlines (www.lan.com). Die chilenische Gesellschaft fliegt täglich von Frankfurt über Madrid nach Santiago de Chile. Preise ab 889 Euro. Von dort gelangt man in zwei Stunden mit Mietwagen oder Linienbus nach Valparaíso. Das Boutique-Hotel Palacio Astoreca (Calle Montelegre 149, Cerro Alegre, Valparaíso, www.hotelpalacioastoreca.com) bietet 23 Zimmer in der aufwendig restaurierten Villa einer Salpeter-Dynastie. Doppelzimmer ab 230 Dollar. Informationen im Internet unter www.ciudadvalparaiso.cl. Die Reise wurde unterstützt von Turismo Chile und LAN Airlines.



Mein Schiff.

Schon mal auf die Bordrechnung gefreut?

PREMIUM ALLES INKLUSIVE bietet viel Genuss ohne Extrakosten.

Das bietet nur Mein Schiff: Wohlfühlen mit Premium Alles Inklusive. Neben den meisten Speisen und einem umfangreichen Getränkeangebot sind auch alle Trinkgelder, verschiedene Sport-Angebote, ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm und die Nutzung des SPA-Bereichs im Reisepreis inbegriffen. Weitere Informationen erhalten Sie in Ihrem Reisebüro oder unter www.tuicruises.com

Mein Schiff 1
Ostsee & Baltikum
Juli bis August 2013

10 Nächte ab 1.598€*

Wohlfühlpreis p. P. bei 2er-Belegung einer Innenkabine ab/bis Kiel und inklusive Frühbucher-Ermäßigung (limitiertes Kontingent) bei Buchung bis max. zum 31.01.2013.



